

Ulrike Koj – Jörg Mertin

Kleine Versuche, das Wichtigste nicht zu vergessen

Worte zum Sonntag im Jahr 2020

Gütersloh 2020

In diesem Heft haben wir kurze meist biblische Betrachtungen versammelt, die sich einer besonderen Zeit und ungewöhnlichen Umständen verdanken.

Als im März 2020 die Corona-Pandemie hereinbrach, konnten wir in unserer Klinikkirche keine Gottesdienste mehr feiern. Dennoch blieb die Kirche tagsüber geöffnet für unsere Patienten und Patientinnen. Wir wussten eine Zeitlang nicht, wie wir mit der Situation umgehen sollten. Dann kam uns der Gedanke, dass wir, wenn wir schon keine Gottesdienste feiern konnten, auf eine andere Weise das Wort Gottes ins Spiel bringen sollten. Wir begannen, für jeden Sonntag eine kurze, in der Regel an der Bibel orientierte Betrachtung zu schreiben und diese an der Kirche auszuhängen und in der Kirche zur Mitnahme auszulegen. Wir nannten diese Betrachtung unter uns ganz traditionell: Das Wort zum Sonntag.

Im Laufe der Monate hat es dann mehrere Änderungen gegeben, was die Möglichkeit von Gottesdiensten betraf, aber das Wort zum Sonntag haben wir beibehalten. Auch in den Wochen, in denen wieder Gottesdienste möglich waren, war das Wort zum Sonntag da, und wir haben es sogar als Grundlage unserer Ansprachen in der Kirche gebraucht. Wir haben die Betrachtungen meistens abwechselnd geschrieben. So ergab es sich, dass wir im Gottesdienst in der Kirche immer wieder den Text der Kollegin und des Kollegen vor uns hatten und ihn den Gottesdienstbesuchern präsentierten und erläuterten. Hier hat die Not etwas gefördert, was es vorher zwar auch gegeben hat, aber nicht in dieser verlässlichen Struktur: die vertiefte ökumenische Zusammenarbeit und Vernetzung.

Wir haben in diesem Heft die Betrachtungen aus dem Jahr 2020 zusammengestellt. Wer welches Wort zum Sonntag geschrieben hat, haben wir bewusst nicht bezeichnet, weil wir die ganze Zeit gemeinsam durchgestanden haben. Wer sich gründlicher mit den Texten beschäftigt, wird den Autor oder die Autorin natürlich irgendwann erkennen.

Wir haben die Texte im Wesentlichen genau so belassen, wie wir sie ausgelegt haben. So dokumentieren sie auch eine Aktualität des Wortes Gottes, die Luther einmal „Gottes fahrenden Platzregen“ genannt hat. Unwiederholbar sind Ort und Zeit, aber da hinein begibt sich die Ewigkeit.

Ulrike Koj (katholische Seelsorgerin) und Jörg Mertin (evangelischer Seelsorger)

im Dezember 2020

Für Sonntag, den 19. April 2020 und die kommende Woche

Von einem „zerbrechlichen Zwischenerfolg“ im Kampf gegen das Virus hat unsere Bundeskanzlerin gesprochen. Das ist wohl ein sehr passender Ausdruck. Wir haben tatsächlich schon einiges geschafft, aber wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen, sondern müssen weiterhin sehr wachsam und vorsichtig sein.

Zwei Seiten sind es: Da ist das Zerbrechliche. Mit Zerbrechlichem muss man schonend umgehen. Jeder Patient kennt das, wie zerbrechlich seine Gesundheit ist, wie gefährdet auch die guten Zwischenergebnisse auf dem Weg zur Besserung sein können. Die Aufmerksamkeit muss hoch bleiben, die Konzentration sollte nicht nachlassen.

Da ist auf der anderen Seite aber auch ein Erfolg. Wir sollten ihn wahrnehmen und uns darüber freuen. Wie auch jeder kleine Schritt zur Gesundung ein Grund zur Freude ist. Diese kleine „Zwischenfreude“ ist eine sehr wichtige Motivation. Wir dürfen jetzt auch einmal ein wenig aufatmen und zur Ruhe kommen.

Die biblische Losung vom 17. April lautete:

Sei mir ein starker Hort, dahin ich immer fliehen kann, der du zugesagt hast, mir zu helfen. (Psalm 71,3)

Das ist ein Wort, das uns gerade auch im Moment des Zwischenerfolgs zu stützen vermag. Es kann uns helfen, gerade weil es eine lediglich eine Bitte ist, ein bescheidener Ausdruck also. Aber diese Bitte ist von einem großen Vertrauen getragen: ich weiß, wohin ich mich wenden kann in der Not und auf dem Weg. Dieses Vertrauen ist der Grundpfeiler aller unserer zerbrechlichen Zwischenerfolge.

Pfr. Mertin / Ulrike Koj, 19. April 2020

Für Sonntag, den 26. April 2020

Behüte mich, Gott, denn bei dir habe ich mich geborgen! Ich sagte zum Herrn: Mein Herr bist du, mein ganzes Glück bist du allein. (Psalm 16, 1-2)

In welcher Lebenssituation können in einem Menschen solche Worte aufsteigen?

In einer krisenhaften Situation oder Lebenskrise, in einer tief sitzenden Lebensangst?

In einer Situation, wenn nichts mehr zu tragen scheint, sich ein Mensch verloren, mutter-oder vaterseelenallein fühlt und sich am liebsten nur noch verkriechen möchte?

In dem Erleben, dass kein menschlicher Halt oder Schutz in Sicht ist, weil andere Menschen nur als enttäuschend erlebt wurden und man von niemandem mehr etwas Gutes erwartet?

Ist Gott dann die einzige Zuflucht, weil diese irdische Welt so verstörend, grauenhaft, nichtssagend ist, dass es nur aus ihr zu flüchten gilt?

Ist das Vertrauen in Gott als eine Weltflucht zu deuten, weil Schutz und Geborgenheit, Vertrauen und Glück nur bei Gott zu finden sind?

Oder sind diese Sätze aus dem Psalm 16 als Bittgebet eines Menschen zu verstehen, der trotz einer Lebenskrise oder schwieriger Lebensumstände eine bewusste Haltung zu Gott einnimmt, keine Bedingungen an ihn stellt und unter allen Umständen Vertrauen wagt?

Vielleicht hat dieser Beter die Erfahrung gemacht, dass Gott ein innerer Gesprächspartner ist, der immer da ist und helfen kann, innere Distanz zu sich selbst einzunehmen und aus einer anderen Perspektive auf das eigene Leben zu schauen?

Die Bitte des Beters aus Psalm 16 vertraut auf Geborgenheit, auf Schutz in allen Lebenslagen. Das Wagnis dieses Vertrauens schenkt ihm Glück bzw. lässt Gott als das Glück selbst erscheinen. So baut er auf Gott, dass dieser alle Lebenswege mitgeht.

Und wie sieht das im April 2020 aus?

Ist es einen Versuch wert, sich bei Gott zu bergen?

Herzliche Grüße

Ulrike Koj u. Pfr. Jörg Mertin

Für Sonntag, den 3. Mai 2020

Die Kirche ist eigentlich der Ort für die frohe Botschaft. Wir erleben aber gerade eine Zeit, in der es schwerfällt, frohe Botschaften zu formulieren. Damit meine ich natürlich die Pandemie, die uns weiterhin Sorgen bereitet und unseren Alltag in lange nicht erlebter Weise verändert. Ich meine aber auch, dass die eigentliche frohe Botschaft, das Evangelium vom auferstandenen Christus so eigentümlich verhält. Wie von einem fremden Stern klingt sie. Es fällt sehr schwer, aus glaubendem Vertrauen heraus eine wirkliche Zuversicht zu bekommen und weiterzusagen.

Vielleicht können wir die gegenwärtige Krise aber auch so verstehen, dass Gott uns in die Verantwortung zwingt und die Aufgabe stellt, angemessen mit den Problemen umzugehen.

Wenn ich dann doch einmal von meinem Glauben her etwas beobachten und sagen darf: Mich stört der zum Corona-Gruß gewordene Wunsch: „Bleibt gesund!“ Mich stört daran, dass es nicht nur die Corona-Krankheit gibt. Viele viele Menschen sind einfach krank, chronisch krank, immer wieder nur relativ gesund. Was soll das dann heißen: „Bleibt gesund?“ Ich weiß ungefähr, was gemeint ist, nämlich: Passt auf euch auf und steckt euch nicht an. Aber was ist, wenn man nicht gesund bleibt, sondern doch krank wird? Hat man dann versagt? Hat man dann was falsch gemacht? Muss man dann bestraft werden?

Von Gott her gesehen kann ich nur dies immer wiederholen: Krankheit gehört zu unserem Menschsein dazu. Und Gesundheit ist grundsätzlich immer nur relativ. Wer krank ist, bedarf unserer Hilfe und Solidarität. Und wer relativ gesund ist, sollte dankbar sein, weil er womöglich mehr Glück als Verstand hat. Worum geht es von Gott her also? Nicht dass wir alle gesund bleiben, sondern dass wir die Kraft zum Menschsein behalten! Zum Menschsein in Krankheit und in Gesundheit. Darauf kommt es an.

Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 10. Mai 2020

**„Denn das Wort des Herrn ist redlich, all sein Tun ist verlässlich.“
(Psalm 33,4)**

Im Psalm 33 geht es um die treue und gütige Lebensordnung Gottes, die er der Welt als seiner Schöpfung gegeben hat, zu der er steht und über die er wacht. In Vers 4 wird hervorgehoben, dass ‚Gottes Wort redlich ist und sein Tun verlässlich‘, das bedeutet, dass das, was er sagt, mit dem übereinstimmt, was er tut. Es heißt, dass wir Menschen uns ohne Wenn und Aber auf Gott verlassen können und er für uns da ist.

Ist das zu glauben!?

Wie schwer kann es für uns Menschen sein, Reden und Tun in Einklang zu bringen. Wie leicht ist etwas zugesagt und unterbleibt, oft ohne böse Absicht - aus Vergesslichkeit, Gedankenlosigkeit, Gleichgültigkeit, Missverständnissen. Dann entsteht Enttäuschung und vielleicht bei wiederholten Unstimmigkeiten Misstrauen gegenüber einem anderen Menschen. Je nach Vorerfahrungen und eigenen Erwartungen kann sich auch eine grundsätzliche Haltung, anderen zu misstrauen, entwickeln. Das kann dann wieder auf den misstrauischen Menschen selbst zurückschlagen, so dass er sich selbst nicht mehr vertraut und in einem Kreislauf der Verletzungen gefangen ist.

Das ist menschlich.

Mit dem Blick auf Gottes Lebensordnung, auf seine Treue und Zuverlässigkeit kann es vielleicht immer wieder einmal gelingen, eine andere Sichtweise zu gewinnen. Gottes heilsame Ordnung lädt ein, Gräben in uns und zwischen anderen zu überwinden. Wenn wir uns an Gott wenden, uns trauen, uns selbst in seine Obhut zu begeben und unsere Gedanken und Gefühle bei ihm abzuladen, bricht möglicherweise etwas in uns auf, was festgefahren war und uns so eine andere Blickrichtung ermöglicht?

Wir wünschen Ihnen Gottes Segen und grüßen Sie herzlich,
Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, 17. Mai 2020

„Du allein kennst das Herz aller Menschenkinder“. (1. Kön. 8, 39)

So hat der König Salomo zu Gott gebetet in einem sehr langen Gebet anlässlich der Einweihung des Tempels in Jerusalem vor über 2800 Jahren.

Gott kennt uns, wie kein anderer Mensch uns kennt. Er kennt unsere innerste Not, unsere Angst, die wir nicht so gerne anderen zeigen möchten. Gott sieht allerdings auch, ob wir uns ernsthaft darum bemühen, auf seinen Wegen zu gehen, ob wir danach fragen und suchen, was er will. Und er will immer, dass wir uns auch in schweren Krisenzeiten menschlich verhalten und einander beistehen.

Salomos Gebet klingt teilweise übrigens ausgesprochen aktuell: „Wenn eine Hungersnot oder Pest oder Dürre oder Getreidebrand oder Heuschrecken oder Raupen im Lande sein werden oder der Feind im Lande die Städte belagert oder irgendeine Plage oder Krankheit da ist (!) - wer dann bittet und fleht, es seien Einzelne oder das ganze Volk Israel, die da ihre Plage spüren, jeder in seinem Herzen, und breiten ihre Hände aus in diesem Tempel, so wollest Du hören im Himmel, an dem Ort, wo du wohnst, und gnädig sein und schaffen, dass Du jedem gibst, wie er gewandelt ist, wie du sein Herz erkennst, (denn du allein kennst das Herz aller Menschenkinder,) damit sie dich fürchten allezeit...“ (1. Kön. 8, 37-40)

Da muss man heute eigentlich nichts hinzufügen.

Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 24. Mai 2020

„Ich aber bin elend und arm. Der Herr wird an mich denken. Meine Hilfe und mein Retter bist du. Mein Gott, säume doch nicht.“ (Psalm 40,18)

Der Psalmist nimmt sich als elend und arm wahr und klagt Gott sein Leid.

Was veranlasst ihn dazu? Ist es ein persönliches vorübergehendes oder dauerhaftes Tief? Erlebt und beobachtet er das Leben als Ganzes als elend und arm?

„Der Herr wird an mich denken. Meine Hilfe und mein Retter bist du.“

Ist es Überzeugung, tiefe Gewissheit und Zuversicht, die ihn diese Worte formulieren lässt oder eher eine verzweifelte Bitte, ein Hilferuf nach Gottes Beistand als einzigem, dem er noch vertraut?

Der Ausruf: „Mein Gott, säume doch nicht“ bringt eher zum Ausdruck, dass er auf Gottes Zuwendung wartet, diese noch nicht direkt erlebt. Es schwingen darin vielleicht aber auch frühere Erfahrungen mit, als er Gottes Hilfe erlebt hat. Möglicherweise denkt er auch daran, dass es kein Licht ohne Schatten gibt, Widersprüche sich nicht auflösen lassen, so Manches ungerecht und nicht zu verstehen ist, Höhen und Tiefen zum Leben gehören. Im Umgang mit dieser Polarität und Ambivalenz besteht für den Menschen die Möglichkeit, daran zu verzweifeln, zu verbittern oder diese auszuhalten und anzunehmen, ohne alles begreifen zu wollen.

Gerade wenn sich Wünsche und Erwartungen nicht erfüllen, Gebete nicht so erhört werden, wie der Mensch sich das gedacht und erhofft hat, schmerzt diese Erfahrung sehr und wird oft als arge Zumutung erlebt.

Kann eine solche Erfahrung auch als eine Chance begriffen werden, zu der Erkenntnis durchzudringen, dass der Mensch nicht über Gott verfügen kann und dass er für uns rätselhaft bleibt? Kann das Erleben, dass nicht all unsere Erwartungen und Wünsche erfüllt werden, auch zu der Überlegung führen, dass Gott treu zu seiner Zusage steht, uns nicht im Stich zu lassen und alle unsere Wege zu begleiten?

Herzliche Grüße Ulrike Koj/ Pfr. Mertin

Für Pfingstsonntag, 31. Mai 2020

Pfingsten – plötzlich ist alles ganz einfach. Auf einmal verstehen wir. Da geht uns ein Licht auf. Jetzt ist alles klar.

So können wir in einfachen Alltagsworten einen wichtigen Teil des Pfingstereignisses vor 2000 Jahren umschreiben. Menschen aller Sprachen verstehen auf einmal Christus und seine Bedeutung für ihr Leben. So verschieden sie auch sind, sie sind verbunden in einer Sache, in einer Person.

Das Wesentliche unseres Lebens muss ganz einfach sein. Seltsamerweise finden wir es nicht immer sofort. Es scheint verborgen. Es wird plötzlich, überwältigend klar, und: es geht gleichzeitig vielen so.

Am Pfingsttag dieses Jahres wollen wir uns in der Klinik miteinander auch an etwas ganz Einfaches halten. An etwas, das wir verstehen können. An etwas, das uns ein Licht aufsteckt darüber, wie unser Leben ist und was wir brauchen.

Dieses ganz Einfache steckt in einem Lied aus unserem Gesangbuch.

„Fürchte dich nicht, gefangen in deiner Angst, mit der du lebst. Fürchte dich nicht, gefangen in deiner Angst. Mit ihr lebst du.

Fürchte dich nicht, getragen von seinem Wort, von dem du lebst. Fürchte dich nicht, getragen von seinem Wort. Von ihm lebst du.

Fürchte dich nicht, gesandt in den neuen Tag, für den du lebst. Fürchte dich nicht, gesandt in den neuen Tag. Für ihn lebst du.“

Angst – unsere Situation. Gottes Wort – unser tragender Grund. Der neue Tag – das, was wir jetzt tun müssen.

Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 7. Juni 2020

„Lasst euch nicht von Sorgen bestimmen, bringt vielmehr in jeder Lage eure Anliegen in Gebet und Bitte vor Gott, immer begleitet von Danksagung.“ (Phil 4,6-7)

„Jedes Mal wird in deinem Gebete, wenn es aufrichtig ist, ein neues Gefühl aufschimmern, und in ihm auch ein neuer Gedanke, den du vordem nicht kanntest, und der dir neuen Mut geben wird,“ hat Dostojewski einmal gesagt.

Wenn ich das Gebet und die Bitte als etwas verstehe, dass nicht vor Allem auf die Erfüllung von Wünschen und Bedürfnissen ausgerichtet ist, sondern als Ausdruck einer lebendigen Beziehung, in der Alles einen Platz hat, was in mir ist und mich umtreibt, kann ich innere Freiheit gewinnen. Wenn ich Alles, was mich hilflos macht oder ratlos, wütend, ängstlich oder ohnmächtig und alles, was mich tröstet, erfreut und Kraft gibt, vor Gott bringe, klebe ich nicht mehr an mir selbst fest, gebe versandeten, verschütteten Gedanken und Gefühlen eine Chance, aufzusteigen und Raum zu gewinnen.

Und wenn es ein tiefer Schmerz ist, der mich überkommt, brauche ich nicht vor ihm zu fliehen, sondern kann ihm eine Richtung geben, hin zu einem Ort, an dem er aufgehoben ist.

Sabine Naegeli drückt es so aus:

„Ich bekämpfe den Schmerz nicht, ich fliehe mit ihm zu dir, mein Gott, und bette mich in deine Arme. Geborgen bin ich an deinem Herzen.

Auch wenn ich es jetzt nicht fühle: Du bist da.

Es ist nicht wichtig, dass ich auf alle Fragen eine Antwort finde.

Du wachst über mir. Du entmächtigst meine Ängste.

Du löst mich behutsam los von mir. Bei dir kommt mein unruhiges Herz zur Ruhe...“

Herzliche Grüße Ulrike Koj/Pfr. Martin

Für Sonntag, den 14. Juni 2020

Verkauft man nicht fünf Sperlinge für zwei Groschen? Dennoch ist vor Gott nicht einer von ihnen vergessen ...und ihr seid besser als viele Sperlinge. (Lukas 12, 6-7)

Sperlinge hatten einen Preis. Hier sind es zwei Asse (das ist der antike Name des Cents). So viel brauchtest Du, um einen Tag zu leben. Mit dem Gegenwert von fünf Sperlingen kamst Du also durch einen Tag. Fürs ganze Jahr brauchtest du den Gegenwert von 1800 Sperlingen. Ein Sperling allein ist wenig. Die Masse macht's. So rechnet sich ein Sperlingsfänger und –verkäufer in der Zeit Jesu sein Leben aus.

Eine solche zählbare Kleinigkeit ist aber in Gottes Augen weder zählbar noch eine Kleinigkeit. Es ist ein Lebewesen. Lebewesen sind unbezahlbar. Wir kleben Preisschilder an das Lebewesen. Doch eigentlich kann es nicht in Zahlen ausgedrückt werden, es hat keinen Preis. Lebewesen sind Gottes Schöpfung und sein bleibendes Eigentum. Daraus folgt die überraschende Behauptung: Nicht einmal einen einzigen Sperling vergisst Gott. Selbst dieses unscheinbare Lebewesen bleibt in Gottes Gedächtnis, im Gedächtnis des Ewigen, ist somit selber ewig.

Was nun für Lebewesen gilt, die für uns gering sind, klein, von magerem Wert, das gilt erst recht für uns Menschen. Zwar kennen wir die bittere Erfahrung, dass wir verraten und verkauft sind, oder dass wir uns manchmal selber zu einem viel zu niedrigen Preis verkaufen oder uns abwerten. Das nehmen wir als Fakt oft hin. Dass das nicht normal ist, sondern völlig daneben, dass wir es nicht einfach hinnehmen dürfen, sondern uns wehren sollen, das sagt Jesus mit seiner zugespitzten, ja verrückten Behauptung, dass Gott sich selbst der Sperlinge erinnert. Manchmal kann nur solch ein Satz aufdecken, wie verrückt das eigentlich ist, was wir täglich zulassen. Jesus sagt also: Gottes Gedächtnis hat über uns entschieden, niemand sonst. Das letzte Wort hat Gott schon gesprochen: „Als meine Lebewesen seid Ihr einfach unbezahlbar.“

Das ist ein Wort für alle, die sich gering vorkommen mögen, die sich übersehen wähnen, die an sich selber zweifeln. Jesus stoppt solche Gedanken: Ihr habt in meinen Augen viel mehr Bedeutung, als Ihr gelegentlich meint.

Herzliche Grüße Pfr. Mertin/Ulrike Koj

Für Sonntag, den 21. Juni 2020

Christus spricht: Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. (Matthäus 11,28)

Dies ist ein Jesuswort für unsere Kreuzkirche. Es ist nämlich das Thema des großen bunten Fensters im Altarraum. Wenn Sie sich einmal etwas Zeit nehmen, können Sie unterhalb der großen Christusfigur mehrere Gestalten entdecken, die allesamt nicht vollständig heil oder gesund sind und sich Hilfe suchend Christus zuwenden. Bei einer Figur sieht man an ihren Füßen Blindenpunkte, bei den anderen muss man sich ihre Belastung denken: es sind auf jeden Fall viele Menschen, so viele, dass vielleicht auch ich mich dort einfinden könnte, ohne dass ich auffalle und mich schämen muss.

Die Einladung Jesu wird auch nach 2000 Jahren noch gehört und angenommen. Ganz bewusst bringe ich meine Last mit hierhin.

Das kann aber auch unbewusst geschehen. Ich komme hierhin vielleicht einfach aus Neugierde, war lange nicht mehr in einer Kirche, habe gar keinen besonderen Grund. Und sehe und höre Jesus, wie er von der Mühsal und der Last spricht. Und merke plötzlich, dass er etwas in mir anspricht, etwas, das ich mit mir herumtrage, ohne dass ich es immer klar habe. Eine alte Geschichte vielleicht, oder eine schamvolle Situation oder die viel zu große Belastung, die ich im Alltag einfach trage, ohne zu fragen. Und dann spüre ich, dass dies der Ort ist, wo auch meine Last zutreten darf, wo ich sie anschauen, vielleicht ansprechen kann.

Und plötzlich höre ich Jesus ganz direkt zu mir sprechen: „Du bist hergekommen, weil du so mühselig und beladen bist, ohne dass du es wahrhaben willst. Hier darfst du einfach sein, du mit deiner Last. Leg sie ab, leg sie vor dich und mich hin. Entlaste dich. Das wird dir guttun. Du bist nicht allein. Wir werden einen Weg finden.“

Herzliche Grüße Pfr. Martin/Ulrike Koj

Für Sonntag, den 28. Juni 2020

„Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, ich habe dich beim Namen gerufen...“ (Jes. 43,1)

Wenn wir Menschen in eine Situation kommen, in der wir mit Ungewohntem, völlig Neuem in Berührung kommen oder uns der Boden unter den Füßen wegbricht, geraten wir reflexartig in Verwirrung: Wir können uns wie betäubt und gelähmt oder in namenloser Angst erleben, möchten flüchten oder dagegen ankämpfen. Besonders in der letzten Zeit galt es immer wieder, sich an eine neue Situation und ungewohnte Verhaltensregeln anzupassen. Das frustriert, erfordert Flexibilität und kostet Kraft. Irgendwie ruckeln wir uns meistens in die neue Situation ein. Wir suchen nach etwas, das uns Halt gibt, unsere Existenz sichert und hilft, wieder auf die Beine zu kommen. Die eigenen Füße zu gebrauchen, um wieder in Gang zu kommen, kostet oft Überwindung. Vielleicht trauen wir es uns nicht zu, möchten uns an anderen festhalten, anstatt in uns selbst nachzuforschen, was geht. Die Begegnung mit sich selbst kann eine schweißtreibende Angelegenheit sein, an deren Ende jedoch ein neuer Umgang mit sich selbst und ein neuer Zugang zu der veränderten Situation liegen kann. Jeder Mensch ist einzigartig, ist bei dem eigenen Namen gerufen, gerufen, zu sich selbst zu stehen und seine eigenen Füße zu gebrauchen.

Gott aber setzt Vertrauen in uns, wie Jesaja sagt. Vielleicht kann uns dieses Vertrauen aus unserer Schockstarre oder alten Mustern lösen und uns Mut zu uns selbst machen, auch und gerade dann, wenn uns der Boden unter unseren Füßen wegbricht...

Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 5. Juli 2020

Meinst du, dass ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht Gott der Herr, und nicht vielmehr daran, dass er sich bekehrt von seinen Wegen und am Leben bleibt? (Ezechiel 18,23)

Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden. Ein Sprichwort aus dem Volk Israel vor 2500 Jahren. Es besagt, dass unsere Taten Folgen haben, Folgen für uns und für die nachfolgenden Generationen. Die Kinder müssen die Sünden der Eltern büßen.

Es könnte sein, dass ein Teil von dem, was wir zurzeit erleben, so ähnlich zu beschreiben ist: wir erleben die Folgen des Tuns und Unterlassens von vielen Jahren zuvor und hinterlassen unseren Kindern eine Welt, die nicht wirklich in Ordnung ist.

Was aber können die Kinder dafür? Über diese Frage wurde vor 2500 Jahren heftig gestritten. Und das Ergebnis war, dass die Kinder nicht nur Opfer der Untaten ihrer Eltern sind, sondern auch eine eigene Verantwortung haben. Sie können es besser machen. Mit jedem Kind setzt Gott einen neuen Anfang, eine neue Möglichkeit, eine neue Chance, aber auch eine neue Verantwortung.

Beides ist bedenkenswert: Tatsächlich reichen die Folgen unseres Tuns über uns hinaus, zu anderen Menschen und in die nächsten Generationen. Gleichzeitig aber ist damit niemals schon alles gesagt, niemals ist alles verspielt und verloren: Die Hoffnung ist bereits geboren. Und da springt der Gedanke hervor, dass auch wir ja Geborene sind, dass jeder Einzelne von uns Hoffnungs- und Verantwortungsträger war, ist und sein wird bis an das Ende seines Lebens.

Herzliche Grüße Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 12. Juli 2020

Jesus aber wandte sich um, und als er sah, dass die Jünger ihm folgten, fragte er sie:

„Was wollt ihr?“ Sie sagten zu ihm: „Rabbi (Meister), wo wohnst du?“

Er antwortete: „Kommt und seht.“ Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte und blieben jenen Tag bei ihm...

(Joh. 1, 38-39)

Die Frage der Jünger: „Wo wohnst du?“

Neugier und Interesse klingt an, es scheint den Jüngern um mehr als eine Adresse zu gehen, vielleicht meinen sie auch: Lädt Du uns ein? Interessieren wir Dich? Willst du Kontakt mit uns?

Die Antwort Jesu: „Kommt und seht!“

Eine Aufforderung, eine Einladung Jesu folgt, ganz direkt...
Manches muss wohl erfahren, erlebt werden...

Das Ergebnis: „Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte und blieben jenen Tag bei ihm.“

Die Jünger gehen mit, sehen und bleiben. Sind ihnen die Augen aufgegangen? Hat sie etwas angesprochen, fasziniert, berührt, das sie dagehalten hat? Haben sie etwas gefunden, was sie suchten, ohne vorher genau zu wissen, wonach sie gesucht haben? Haben sie sich eingelassen und etwas -mit sich- geschehen lassen, das sie motiviert hat für ihr Leben?

Jesu Einladung gilt auch uns heute.

Gerade dann, wenn wir Fragen haben, suchen, zweifeln, müde und kraftlos sind, nicht weiterwissen, gilt: „Kommt und seht!“

Herzliche Grüße

Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, 19. Juli 2020

Die Liebe ist das Größte (1. Kor. 13)

„Es ist so schön, jemand zu sagen: Ich werde dich immer lieben. Aber wenn man es dann wirklich tut!“ Dann? Was ist dann? Wenn? Wirklich? Der Schriftsteller Elias Canetti schreibt einen Satz mit Ausrufezeichen, der eindeutig alles offen lässt. Oder anders gesagt: Der uns dazu bringt, wahrzunehmen, dass die größte und schönste Sache im Laufe der Zeit mehr Überraschungen und Uneindeutigkeiten hervorbringt als uns vielleicht lieb ist. Dass die Liebe zwischen zwei Menschen zu Ende geht, kommt wohl häufig vor. Dass man nicht weiß, ob man sich aus einer Bindung lösen darf, ebenfalls. Es ist eben anfangs meist schön, zwischen- durch manchmal kompliziert und am Ende tut es einfach sehr weh.

Es kann nicht schaden, sich klar zu machen, dass Liebe mehr als nur ein Wort ist und auf jeden Fall auf Verwirklichung, auf Tun zielt und auf Dauer. Aber es ist auch nicht verkehrt, über etwas nachzudenken, was Canetti auslöst: dass in der Bibel die Liebe immer zwischen ungleichen Partnern stattfindet. Nicht da, wo der oder die andere mir am ähnlichsten ist, spricht die Bibel von Liebe, sondern angesichts von Unähnlichkeit. Liebe enthält grundsätzlich ein „trotzdem“, bewegt sich im Raum von Gegensätzen, versucht, Gegensätze zu halten und aus ihrer Starre zu lösen. Mit anderen Worten: Liebe geschieht nicht, weil..., sondern obwohl ... Ich liebe jemanden, obwohl er oder sie es mir schwer macht.

Wenn man das wirklich tut, wird man allerdings auch sich selbst begegnen und sich sagen: Dann muss ich mich offensichtlich auch selber lieben, denn woher sollte ich die Kraft zur Liebe bekommen? Darauf aber gibt es noch eine ergänzende Antwort: Die Kraft zur Liebe wird mir geschenkt von dem, der mich - trotz allem - lieb hat.

Herzliche Grüße Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 26. Juli 2020

„Ich erhebe meine Augen zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat. Er lässt deinen Fuß nicht wanken; dein Hüter schlummert nicht ein... Der Herr behütet dich vor allem Bösen, er behütet dein Leben...“ (Psalm 121, 1-3,7)

Es gibt Momente oder auch Phasen im Leben, da suchen unsere Augen irgendwo nach Anhaltspunkten, da erheben wir unsere Augen vielleicht zu den Bergen, in die Höhe, weil wir in den Niederungen unseres Lebens nichts finden können.

Vielleicht wandern unsere Augen instinktiv in diese Richtung, weil uns der Blick nach oben aus dem trübsinnigen Starren nach unten löst.

Die Antwort kommt tatsächlich aus der Höhe, vom Herrn, der als Schöpfer den Überblick über Alles hat und auch seinen Blick auf jeden einzelnen ganz persönlich richtet. Ihm ist es wichtig, dass mein Fuß nicht wankt, dass ich also einen guten Stand habe, nicht herumeiere und hinfalle. Zu einem hütenden Herrn und Gott kann ich aufblicken, er schlummert ja nicht ein und verpasst meinen Augenblick nicht. Ich kann mich für diese Perspektive öffnen. Gott behütet uns Menschen vor Allem, was schädlich und lebensfeindlich ist, ja mehr noch: Er bietet uns eine unentgeltliche, aber unendlich kostbare Lebensversicherung an: Er behütet unser Leben.

Herzliche Grüße, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 2. August 2020

Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten. Alles ist mir erlaubt, aber es soll mich nichts gefangennehmen. (1. Kor. 6, 12)

Ein Hauptthema der Coronazeit: Verzicht. Erzwungener Verzicht. Zeitweise kein Kontakt mehr. Zeitweise kein Ausgang mehr. Kein Händeschütteln. Kein Umarmen. Kein dichtes Gespräch unter vier Augen.

Wir haben alle gemerkt, wie schwer verzichten fällt. Der Zwang dabei macht das Verzichten übrigens nicht unbedingt noch schwerer. Unter Umständen sogar leichter. Denn die Schuld am erzwungenen Verzicht tragen weniger wir selber als vielmehr das Virus oder die Behörden oder die Wissenschaft. Und dann kann man sich ziemlich einfach dagegen stellen. Vernünftig ist das natürlich nicht. Aber psychologisch erklärbar, weil es ein Ventil dafür ist, dass Verzichten schwer ist.

Hat dieses ganze Problem irgendwas mit unserem Glauben zu tun? Ich meine ja. Denn unser Glaube ist eine Schule im Verzichten. Aber nun nicht im erzwungenen Verzicht; das meinen zwar viele, weil sie Glauben mit Verboten zusammenbringen. Unser Glaube ist vielmehr eine Schule im freiwilligen Verzicht. Am Anfang des Glaubens ist Freiheit und Erlaubnis. „Alles ist mir erlaubt“, sagt Paulus. „Aber nicht alles bewirkt Gutes.“ Das bedeutet: Uns, den freien Menschen, ist zugemutet, zu überlegen, was wir sinnvollerweise tun und sinnvollerweise freiwillig unterlassen sollten.

Wenn wir dann überlegen, müssen wir uns immer mit unserer Begierde auseinandersetzen, mit den Wünschen und Bedürfnissen. Die gehören auch zu uns, können uns aber gefangennehmen, wie Paulus auch sagt. Da kann dann nur noch Christus helfen.

Freiwillig verzichten – ein höchst aktuelles und brisantes Thema. Christus muss uns stützen, damit das, was wir tun, eine freie Entscheidung bleibt und nicht in Abhängigkeit führt.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 9. August 2020

**„Furcht ist ja nichts anderes als Verlassensein von der Vernunft anbotenen Hilfe. Je weniger man solche Hilfe erwartet, für umso schlimmer hält man es, die Ursache der Qual nicht zu kennen.“
(Weisheit Salomos 17,11)**

Mit Furcht haben die Menschen auf Bedrohungen vonseiten eines Mächtigeren reagiert, sei es im Alltag auf wilde Tiere oder feindlich gesonnene Familienmitglieder oder im Krieg oder in der Gesellschaft auf einen König. Wenn sich auch die Anlässe und Bedingungen mit der Zeit ändern, so reagieren auch wir heutzutage mit Furcht auf etwas Bedrohliches, das mächtiger ist oder erscheint als wir selbst. Die Furcht wird im Buch der Weisheit verstanden als Verlassensein von der Vernunft, die ihre Hilfe anbietet. Je mehr ein Mensch auf den Gebrauch der Vernunft verzichtet und sie nicht als unterstützende Kraft nutzt, umso anfälliger ist er z.B. für irrationale Katastrophenszenarien, fragwürdige Heilmittel und Verschwörungstheorien, die ihm einfache Antworten auf komplexe Sachverhalte liefern und damit Sicherheit vorgaukeln, weil die Welt scheinbar wieder zu begreifen und verstehen ist.

Offensichtlich braucht der Mensch eine Erklärung für die Ursache der Qual, um sie in den Griff zu kriegen und sich nicht hilflos ausgeliefert zu fühlen. Wenn Menschen uns „von allen guten Geistern verlassen“ vorkommen, denken sie nicht mehr besonnen nach und reagieren dementsprechend, sondern richten sich irrational gegen Alles als fremd und damit bedrohlich Empfundene im Außen, da sie sich im Innern selbst fremd sind und als ohnmächtig und hilflos erleben. Gerade in ungewissen und unbekanntem Situationen braucht es die Vernunft, die nüchtern analysiert, ob eine wirkliche Bedrohung besteht, welches Ausmaß sie hat oder annehmen kann und was sinnvoll und angemessenen ist, um den Kopf oben zu behalten und sich nicht mit Unvernunft zu infizieren, die an unbewusste Ängste andockt und verwirrt. Übrigens entsteht Vernunft aus Gottes gutem Geist. Und darum ist Vernunft auch Gottesfurcht, die nicht von Angst geprägt ist, sondern als Bindung an ihn und seine Weisungen als Wegweiser durch die Zeit zu verstehen ist.

Herzliche Grüße Ihre Ulrike Koj und Pfr. Martin

Für Sonntag, den 16. August 2020

**Der Herr hat die Erde durch Weisheit gegründet und nach seiner
Einsicht die Himmel bereitet. (Sprüche Salomos 3, 19)**

Was unterscheidet eigentlich unseren christlichen Glauben von dem einer Sekte oder einer beliebigen esoterischen Vereinigung? Ist nicht alles letztlich das gleiche, nämlich dass man irgendwas annimmt und zusammenbastelt, wenn man an die Grenzen dessen gekommen ist, was man wissen kann?

Nein, es ist nicht das Gleiche. Es gibt viele Unterschiede, aber einer der wichtigsten Unterschiede ist der: Der christliche Glaube war immer und ist grundsätzlich im Bündnis mit Vernunft und Wissenschaft. Er fördert den Gebrauch der Vernunft und der wissenschaftlichen Forschung. Er tut es natürlich auch kritisch, denn er wird immer fragen: Wozu dienen Vernunft und Wissenschaft? Dienen sie dem Menschen oder benutzen sie ihn? Die Bibel war seinerzeit ein aufklärerisches Buch: Sonne und Mond zum Beispiel sind nur Himmelskörper, aber keine Götter. Der jüdische und christliche Glaube bleibt trotz aller Diskussionen mit der Aufklärung verbunden. Eine Sekte oder die Esoterik hingegen grenzen sich gegen Vernunft und Wissenschaft ab. Sie machen sich ihre eigenen Gedanken, die einem vernünftigen Menschen dann verrückt vorkommen.

Warum sagen wir das? Weil in unseren Corona-Tagen manche Menschen der Vernunft, der Wissenschaft, den Experten grundsätzlich misstrauen. Dieses Misstrauen ist völlig unangebracht und sogar gefährlich. Wir Menschen haben nichts Besseres zur Erforschung der Wirklichkeit als den Gebrauch unseres Verstandes. Gerade dann, wenn die Wirklichkeit schrecklich kompliziert ist, gibt es keine einfachen Lösungen. Ein Verstand, der sich an Gottes Geboten ausrichtet und den Menschen dient, das ist das beste, was es gibt.

Herzliche Grüße Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 23. August 2020

Gott widersteht den Hochmütigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. (1. Petrus 5,5)

Das Wort Demut hat mir nie wirklich gefallen. Nicht dass ich sein Gegenteil, den Hochmut, bevorzugen würde. Der gefällt mir auch nicht. Aber Demut klingt so unterwürfig und verträgt sich irgendwie nicht mit einem selbstbewussten Verhalten, das ich gut finde. Nun ist das Wort ja sehr alt, aber auch von Anfang an kennzeichnend für Christen. Sollen wir das Wort vielleicht besser vermeiden und ein anderes wählen? Aber was könnte es im besten Sinne denn bedeuten?

Demut kommt möglicherweise dem nahe, was beim Umgang mit Sucht von manchen als hilfreich angesehen wird: dass man sich bewusst wird, dass man ohnmächtig gegenüber der Sucht ist, dass eine höhere Macht einem helfen muss. Das Eingeständnis der eigenen Ohnmacht scheint etwas sehr Wichtiges zu sein. Demgegenüber haben bei einer unreflektierten Stärkung von Selbstbewusstsein die eigenen Schwächen und die Verletzlichkeit keinen Raum. Wir machen aber immer wieder Fehler. Wir können uns meist nicht am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. Wenn wir uns das eingestehen (und das ist nicht einfach), dann könnten wir realistisch bleiben und nichts Unmögliches von uns verlangen und behaupten. Vielleicht ist Demut der Weg zum Realismus. Wer realistisch von sich denkt, kann seine Kräfte besser einteilen, er wird auch Hilfe bekommen, weil er sich nicht zu hoch ist, um diese Hilfe zu bitten.

Wir könnten Demut als den schwierigen Weg zu einem reicheren Verstehen des eigenen Lebens verstehen. Es kommt etwas Gutes dabei heraus, das wir am Anfang nicht sehen. Das möchte uns Petrus sagen. Die Demütigen werden Gnade bekommen, also Zuwendung und Erleichterung. Sie haben das vielleicht schon mal erlebt, wie sehr sich ein festgefahrenes Gespräch öffnen kann, wenn einer mal sagt, dass er auch nicht wirklich weiterweiß. Wenn mir das Wort Demut auch weiterhin nicht so einfach über die Lippen kommt, dann liegt das wohl daran, dass der Prozess, der in Gang kommt, schwierig ist. Er lohnt sich aber, weil alle dabei gewinnen.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 30. August 2020

**Jesus sagt: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.
(Lukas 16,9)**

Geld hat man eigentlich nie zu viel. Meist hat man zu wenig, wofür tausend Gründe infrage kommen. Die Welt ist ungerecht, man wurde bestohlen, die Inflation, Preissteigerungen und so weiter. Oder man selber ist leichtsinnig und gibt es gerne aus. Auf jeden Fall beschäftigt das Geld wohl jeden von uns. Das ist auch klar: In unserer Welt ist Geld wichtig. Es regelt Beziehungen. Es gestaltet Machtverhältnisse. Eine Welt ohne Geld ist zwar vorstellbar, aber die Dinge, die wir mit Geld regeln, würde sowieso geregelt werden müssen, nur eben ohne Geld.

Jesus macht uns heute auf etwas aufmerksam, das wir vielleicht nicht immer im Blick haben: Wir bewirken mit unserem Geld etwas, je nachdem wofür wir es ausgeben. Man kann sein Geld sparen und vermehren in der Absicht und Hoffnung, mehr Einfluss zu bekommen. Man kann es auch nutzen, um sich Freunde zu machen, indem man vielleicht großzügig ist. Das gilt auch, wenn wir wenig Geld haben. Immer ist die Frage: Was bewirke ich, wenn ich jetzt diese Ausgabe tätige? Ich kaufe mir vielleicht etwas, aber ich entscheide auch, wem ich was abkaufe. Dabei orientiere ich mich oft am Preis und kaufe dann das, was am billigsten ist. Doch was tue ich damit? Ist das Billigste immer das Sinnvollste, das Gesundeste oder das Beste?

Habe ich aber überhaupt in meinem Leben eine Wahl, vor allem wenn ich kaum Geld habe? Ja, sagt Jesus, du hast eine Wahl: Du entscheidest etwas. Auch mit wenig Geld. Natürlich: Je mehr Geld ich habe, desto mehr Verantwortung habe ich dafür, wie ich es ausbebe. Doch entscheiden muss ich immer. Ob ich zum Beispiel von Dingen träume oder auch dafür Sorge trage, dass mein Leben mit meinen Mitmenschen verbessert wird.

Das sind alles nicht ganz einfache Angelegenheiten. Doch Jesus will uns eben auch in den kleinen Dingen unseres kleinen Alltags zu verantwortlichen und nachdenkenden Menschen machen.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 6. September 2020

„Besser eine Hand voll und Ruhe, als beide Hände voll und Arbeit und Luftgespinste.“ (Kohélet 4,6)

Ist es nicht besser, beide Hände voll zu haben, also von Allem genug zu haben, voll im Leben zu stehen, beschäftigt zu sein, sich genug leisten zu können, auf nichts verzichten zu müssen, gefragt zu sein und gebraucht zu werden, als nur eine Hand voll zu haben und folglich eine leer, was dann ja wohl einen Mangel anzeigt? Warum wird im Buch Kohélet jedoch eine Hand voll mit Ruhe verbunden und als besser angesehen als beide Hände voll und mit Arbeit und Luftgespinsten gekoppelt? Ich stelle mir zwei volle Hände vor: Sie können nichts mehr aufnehmen, nichts mehr be- oder ergreifen und können damit für einen Menschen stehen, der ruhelos und voll besetzt ist mit vielen Dingen, Angelegenheiten und anderen Menschen.

Wenn nur eine Hand voll ist, vielleicht mit genau dem, was man wirklich zum Leben braucht, dann ist dementsprechend die andere leer: Sie kann etwas aufnehmen, sich füllen lassen. Sie kann etwas ergreifen und be- greifen, was nicht nur mit ihr zu tun hat und etwas Neues berühren. Die leere Hand kann eine andere Hand voll ergreifen und spüren. Somit kann die eine leere Hand als Zeichen dafür stehen, dass ein Mensch Raum für sich bewahrt: Einen inneren Raum, in dem ausgeruht werden kann, in dem der Mensch zu sich selbst kommt und erkennt, wo er Luftgespinsten nachjagt, die sich bei näherer Betrachtung in Nichts auflösen. Ein Raum, der auch anderen Menschen etwas einräumt und erst dadurch eine echte Begegnung ermöglicht. Ruhe wird in der Bibel als Geschenk Gottes angesehen, bedeutet Gemeinschaft mit ihm und seiner friedlichen Ordnung. Ist der Mensch nicht gut beraten, sich an Gottes guten Gaben zu orientieren, anstatt Allem nachzurrennen, was ihn letztlich um seine Ruhe bringt?

Herzliche Grüße, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 13. September 2020

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er Dir Gutes getan hat. (Psalm 103,2)

Ein Selbstgespräch mit dem eigenen Inneren. Lobe den Herrn, meine Seele. Wann haben Sie zuletzt mit sich selbst gesprochen? Vielleicht sind Sie sich selbst lange nicht begegnet. Dann wäre es vielleicht mal wieder an der Zeit, mit sich zu reden, mit sich ins Reine zu kommen, einfach mal zu hören, wie es einem so geht. Oder sich selbst an etwas zu erinnern, das in Vergessenheit geraten ist.

Mir scheint der Satz aus der Bibel übrigens nicht nur ein zufälliges Selbstgespräch zu sein, sondern eher eine beständige Übung anzuzeigen, eine Art Mantra. Jedenfalls ist es wahrscheinlich gut, wenn man mit sich selbst im Gespräch bleibt und sich auch im Erinnern übt. Zumal es hier wohl nicht nur allgemein um das Erinnern geht, sondern um das Gedächtnis des Guten, das ich schon erlebt habe.

Ich bin mir nicht sicher, ob man sagen kann, dass es uns leichter fällt, schlechte Erfahrungen zu erinnern. Aber ich bin mir sicher, dass es für das innere Gleichgewicht darauf ankommt, sich selbst auch Gutes in Erinnerung zu behalten.

Wie macht man das?

Ich habe von einem Menschen gehört, der, als es ihm schlecht ging, beim Spazierengehen überlegt hat, wofür er trotzdem gerade dankbar ist. Und wenn ihm was einfiel, suchte er sich einen kleinen Stein. Diesen Stein trug er zu einem Ort im Wald, den nur er kannte, und legte ihn dort ab. Im Laufe von zwei Jahren entstand dort ein richtiger Steinkreis. Dann musste er umziehen, und erst Jahre später kam er wieder an den Ort im Wald und sein Steinkreis war noch da. Als er ihn sah, fiel ihm viel Gutes wieder ein und er merkte, wie das Gute ihn getragen hatte, wie wichtig das für ihn war und dass es darauf ankommt, das Gedächtnis dafür zu bewahren.

So hat er das gemacht. Wie können wir das machen? Vielleicht anders, vielleicht ganz ähnlich. Wie auch immer, wir sollten es tun.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 20. September 2020

„Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht ein wenig aus.“ (Markus 6,31)

Jesus lädt seine Jünger aus dem Trubel in eine einsame Gegend ein. Dem Sog des Kommens und Gehens vieler Menschen sind die Jünger nicht einfach entkommen: So haben sie es nicht geschafft, etwas Nötiges zu tun, nämlich zu essen. Jesus weiß um die Notwendigkeit des Rückzugs, die auch er immer wieder praktiziert. Somit bietet er auch seinen Jüngern eine räumliche Distanzierung vom Trubel und einen Ort der Stille an, in dem sie zu sich kommen können und spüren, was wesentlich ist, um bei Kräften zu bleiben und nicht an sich selbst vorbeizugehen.

Wer unentwegt im Außen unterwegs ist, kann dem Sog vieler Gedanken, Gefühle und Ansprüche anderer Menschen erliegen und außer sich geraten. Ohne innere Einkehr ist der Mensch in der Gefahr, sich zu verlieren und z. B. Zielen nachzujagen, die bei genauer Betrachtung nicht die eigenen sind oder Ansprüchen genügen zu wollen, die andere festgelegt haben und unhinterfragt übernommen worden sind.

Der Kabarettist Karl Valentin sagte einmal: “Heute besuche ich mich. Hoffentlich bin ich daheim.“

Mögen wir uns immer wieder einmal zu einem Besuch zu uns selbst aufmachen und diese Zeit genießen.

Herzliche Grüße, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 27. September 2020

„Wie lange soll ich Schmerzen in meiner Seele hegen, Kummer in meinem Herzen Tag für Tag? (Psalm 13,3)

Wie verstehen Sie diesen Satz aus Psalm 13?

Einfach als Stoßseufzer eines geplagten Menschen oder als einen an Sie gerichteten Appell, zu Hilfe zu eilen?

Rolf van Melis erzählt von einem Menschen, der einen Schmetterling beobachtete, welcher sich abmühte, durch das enge Loch im Kokon zu schlüpfen. Als der Mensch den stundenlangen Kampf des Schmetterlings nicht mehr ertragen konnte, holte er voller Mitleid ein kleines Messer und weitete vorsichtig das Loch im Kokon, sodass der Schmetterling sehr schnell und leicht entschlüpfen konnte. Doch es gab ein böses Erwachen: Die Flügel des Schmetterlings waren kurz und er konnte nur flattern, aber nicht richtig fliegen.

Was war geschehen? Die enge Öffnung zwingt den Schmetterling, sich hindurchzuquetschen, wodurch seine Flügel aus dem Körper herausgedrückt werden und er fliegen kann, wenn er ganz ausgeschlüpft ist. Das ungeduldige Mitleid und die voreilige Hilfe machte blind für das, was der Schmetterling gebraucht hätte. In dem Bedürfnis des Menschen, dem Schmetterling diese Schmerzen ersparen zu wollen (und sich selbst evtl. den Anblick dieser) erkannte er nicht, dass der Schmerzensweg notwendig war, da er gleichzeitig ein Entwicklungsweg war. Manchmal brauchen wir diese Art Schmerz, die ein Wegweiser ins Leben, zur Lebendigkeit sein kann, um zu uns zu kommen und uns zu entfalten. Es geht hier nicht um die Verherrlichung des Schmerzes oder das bewusste Zufügen von Schmerz, sondern um den Veränderungsschmerz, den niemand jemandem abnehmen kann. Vielleicht ist es hilfreich, bei unseren Reaktionen und Hilfsimpulsen darauf zu achten, warum wir helfen wollen, Hilfe erbitten oder erwarten, um weder uns selbst noch andere am Fliegen zu hindern und Entwicklungsschritte zu blockieren.

Spannende Entfaltungsflüge wünschen Ihnen Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 4. Oktober 2020

Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. (Matthäus 18,3)

Im Leben ankommen und selber entscheiden, wissen, was gut ist und was böse, Verantwortung übernehmen, verlässliche Beziehungen aufnehmen und gestalten, mit den Härten des Lebens angemessen umgehen – mit anderen Worten: reif und erwachsen werden ist ein wichtiges Lebensziel.

Anscheinend in krassem Widerspruch dazu stellt uns Jesus die Kinder als Vorbilder hin.

Man kann das so verstehen, dass Jesus uns Erwachsene daran erinnert, dass wir auch mal Kinder waren, so dass wir uns nicht von unserem eigenen Kindsein abschneiden, das Kind in uns wahrnehmen und ihm zu seinem Recht verhelfen.

Ich glaube aber, dass in der Warnung Jesu noch viel mehr drinsteckt. Es gibt nämlich etwas, was Kinder Erwachsenen überall voraus haben: Kinder sind von sich aus keine Rassisten. Sie werden von Erwachsenen zu Rassisten erzogen. Wir müssen über den alltäglichen Rassismus in unserer Gesellschaft nachdenken. Es gibt den Rassismus, die Abwertung von Leuten anderer Hautfarbe und anderen Aussehens, aber weltweit, und er wird keineswegs nur von weißen Leuten praktiziert. Rassismus ist ein Abfallprodukt von Identität. Er entsteht, wenn Identitätssuche auf Verlustangst gründet.

Kinder kennen das nicht. Als mein Sohn klein war, stand ich einmal mit ihm vor einem Bild in einem Museum, das einen Musiker zeigte. Mein Sohn sagte, der sieht ja genauso aus wie Onkel Klaus. Ich war verblüfft. Denn der Musiker auf dem Bild war schwarz und Onkel Klaus war natürlich ein Weißer. Mein Sohn hatte gesehen, dass der Musiker Onkel Klaus ähnelte, vor allem aber seine Gitarre genauso hielt wie Onkel Klaus. Die Hautfarbe interessierte meinen Sohn überhaupt nicht. Ich selbst hatte die Ähnlichkeit nicht gesehen, weil ich die Hautfarbe gesehen hatte.

Erwachsene bringen Rassismus hervor. Jesus hat recht: nur wenn wir die unverstellte Wahrnehmung der Kinder begreifen, haben wir eine Chance, eines der größten Probleme in unserer Zeit zu lösen.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 11. Oktober 2020

„Aus den Tiefen rufe ich, Herr zu dir: Mein Herr, höre doch meine Stimme!“ (Psalm 130,1-2)

In den Worten aus Psalm 130 spüre ich förmlich die Sehnsucht danach, dass die eigene Stimme gehört und auch erhört wird, damit sich irgendetwas ändern kann.

Vielleicht trauen wir uns manchmal gar nicht, unsere Stimme zu gebrauchen, weil wir uns nicht wertvoll genug fühlen, sie zu Gehör zu bringen und damit anderen zuzumuten. Da in unserer Stimme unsere Stimmung zum Ausdruck kommt, klingt sie dann evtl. zittrig, verzagt, brüchig, gereizt, wütend oder angstvoll.

Wir können uns aber auch klarmachen, dass es not-wendig ist, auf das zu achten, was aus unseren Tiefen aufsteigt und an die Oberfläche und durch sie hindurch in die Stimme und ins gesprochene Wort will. Jeder Mensch hat etwas ganz Eigenes auszudrücken (auch wenn es die pure Verzweiflung, Ärger oder Angst ist) und zu sagen. Jede(r) darf sich anderen zumuten und durch den Austausch mit ihnen Unterstützung oder Anregung erfahren, was dann wiederum in einer festen und kraftvollen Stimme zum Ausdruck kommen wird und wirkt.

In diesem Psalm bricht aus einem Menschen aus den Tiefen seiner Seele etwas hervor und sucht gezielt Gehör bei Gott. Die Stimmung des Menschen hier mag verzweifelt sein und es ist ungewiss, ob sein Anliegen erhört wird, aber seine Stimme ist da und in ihr schwingt die vertrauensvolle Gewissheit mit, dass sie Resonanz findet und damit der Mensch selbst Gott als Gegenüber erfährt.

Mit herzlichen Grüßen, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 18. Oktober 2020

„Euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott.“ (Kolosser 3,3)

Wir machen einen Unterschied zwischen denen, die leben und denen, die gestorben sind. Das sind zwei Welten, das Diesseits und das Jenseits. Aber es gibt noch einen anderen Unterschied. Den Unterschied zwischen denen, die einen Menschen verloren haben und denen, die keinen Menschen verloren haben. Auch das sind zwei Welten. Das Diesseits mit den Menschen, die gerade keinen verloren haben und das Jenseits mit denen, die gestorben sind und denen, die darum trauern. Wie oft fühlen sich Menschen, die gerade einen Menschen verloren haben, total getrennt von den anderen! Das Leben der anderen geht weiter, und man selbst existiert in einer neuen Welt, in der das Leben irgendwie stillzustehen scheint. Wie durch eine Glasscheibe getrennt. Man sieht das Leben, an dem man gerade noch teil hatte, aber man fühlt es nicht. Es ist schwer, Kontakt durch die Scheibe hindurch aufzunehmen. Es ist schwer, zu verstehen, was in einer Welt des Verlustes vor sich geht. Die Lebenden wollen oft nur, dass die Trauer bewältigt wird, dass sie verarbeitet ist, damit der Trauernde wieder in das „richtige“ Leben zurückkehren kann. Wenn das zu lange dauert, sprechen wir schon von pathologischer Trauer.

In Wirklichkeit leben wir einfach in verschiedenen Welten. Trauernde leben in einer Welt, in der der Verstorbene ebenfalls existiert. Sie leben mehr mit ihm zusammen als mit den anderen. Dieses Jenseits ist für die anderen schwer einfühlbar. Es ist kaum zu verstehen, „dass wir alle, die überlebt haben und die nicht überlebt haben, dass wir jetzt alle Bürger einer völlig anderen Stadt sind, einem Ort mit eigenen Regeln und eigenen Gesetzen, einer Stadt, deren Menschen schon im süßen Jenseits leben, wo Früchte reifen und Bächlein fließen und Blumen in lieblichen Farben sprießen und wo alles ist neu und unbekannt. Alles ist neu und unbekannt.“

Das ist der Schluss des amerikanischen Films: das süße Jenseits. Und die Frage ist: Warum sollen wir eigentlich so schnell es geht aus diesem Jenseits heraus? Wo wir in ihm doch so vieles erleben, das wir sonst nicht erleben und das uns auch so guttun kann?

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 25. Oktober 2020

„Vielmehr, wenn dich jemand auf die rechte Backe schlägt, halte ihm auch die andere Backe hin.“ (Matthäus 5, 39)

Werde ich dazu aufgefordert, mir Alles gefallen zu lassen und bereitwillig hinzunehmen? Darf ich mich nicht wehren und für mich eintreten? Soll ich mich ohne aufzumucken als Opfer anbieten oder behandeln lassen?

Das Schlüsselwort ist hier „rechte“ Backe. Ein Schlag auf die rechte Backe bedeutete in der Antike eine große Demütigung. Ein Schlag auf die rechte Backe wird mit dem Handrücken der rechten Hand ausgeführt. Mit diesem Schlag zeigte man, dass man sein Gegenüber als nicht gleichrangig ansah, z. B. Sklaven, Kinder, Frauen. Wäre der Schlag zurückgegeben oder einfach hingenommen worden, wäre vermutlich Alles beim Alten geblieben.

Das Hinhalten der linken Backe ist eine Demonstration der eigenen Würde. Mutig wird die eigene Grenze aufgezeigt, wodurch eine Unterbrechung des Demütigungskreislaufes erfolgt. Der Schlagende wird irritiert bzw. gezwungen, innezuhalten. Er erhält die Chance, zu überlegen, ob er wiederholt so handeln will oder ob ihm klar wird, dass das eigene würdlose Verhalten einem anderen Menschen gegenüber viel über ihn selbst aussagt, nicht zuletzt über den Umgang mit sich selbst.

Jesus verweist mit „dem Hinhalten der anderen Backe“ darauf, dass jeder Mensch eine eigene Würde hat, die ihm von Gott verliehen ist und die nicht in der Verfügungsmacht des Menschen steht. Diese Würde gilt es, auch untereinander zu verwirklichen.

Mit herzlichen Grüßen, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Jörg Mertin

Für Sonntag, den 1. November 2020

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin. (1. Korinther 13,12)

Neulich fiel mir wie aus heiterem Himmel ein Bild ein. Ich stellte mir vor, ich würde in den Himmel schauen. Vielleicht schaut man ja in diese Richtung, wenn man in Richtung Gott schauen will. Oder wenn man Hilfe braucht. Aber am oder im Himmel sah ich nicht Gott, sondern einen Spiegel. Und in diesem Spiegel sah ich mich selbst.

Könnte das sein, dass man, wenn man zu Gott will, auf sich selbst zurückgeworfen wird? Dass man also nicht aus der Wirklichkeit fliehen kann, sondern bei sich selbst bleiben muss? Manchen würde das vermutlich genügen. Ein Stück Selbsterkenntnis verschafft der nicht immer nur morgendliche Blick in den Spiegel ja tatsächlich; mit der weiten Spanne zwischen schonungslosem Anblick, alltäglichem Okay und dem Genuss narzisstischer Eitelkeit. Aber kann mein Spiegelbild mir Selbsterkenntnis verschaffen, gar Selbstvertrauen geben?

In diesem Zweifel höre ich Paulus sagen: das Spiegelbild ist schon ein Bild von dir. Aber ein dunkles, denn es nicht klar. Du bist eigentlich auf dem richtigen Weg. Doch zwischen Dir und deinem wahren Selbst steht ein Hindernis.

Wer ich wirklich bin, und was ich wirklich vermag, das erkenne ich nicht durch den Spiegel der Selbsterkenntnis. Ich brauche jemand anderen, der mich ansieht und den ich ansehe, ich brauche ein Gegenüber, das mir eine Rückmeldung gibt, bei dem ich Resonanz finde. Ohne einen anderen, ohne Gott werde ich nicht zu mir selbst finden.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin / Ulrike Koj

Für Sonntag, den 8. November 2020

„Sei schnell bereit zum Zuhören, aber lass dir Zeit mit der Antwort. Wenn du etwas von der Sache verstehst, antworte deinem Gegenüber, wenn aber nicht, bleibe dein Mund verschlossen.“ (Jesus Sirach 5, 11-12)

Ich soll schnell sein und mir Zeit lassen: beim Zuhören schnell und beim Antworten Zeit lassen. Zuhören geht über das reine Hören hinaus, ist eine innere Bereitschaft, mich auf mein Gegenüber zu beziehen, offen da zu sein. Wenn ich darin geübt bin, mein inneres Ohr zu öffnen, bin ich schnell beim Zuhören und kann gelassen beim anderen sein. So lasse ich mir und meinem Gegenüber Zeit, stehle sie uns beiden nicht durch eine vorschnelle, unbedachte, unreife Antwort. Einerseits kann es so heilsam sein, wenn ich etwas von einer Sache verstehe und durch meine Antwort zu einer Klärung beitragen kann. Andererseits ist es eine uralte und brandaktuelle Erfahrung, wieviel Unheil angerichtet werden kann, wenn jemand zur falschen Zeit unverständig, getrieben von Wut, Ärger, Hass oder Minderwertigkeitsgefühlen den Mund aufmacht, anstatt ihn verschlossen zu lassen.

Ich stelle mir vor, dass ein Schloss an meinem Mund hängt und der Schlüssel dazu in meinem Inneren verborgen liegt und nur zu finden ist, wenn ich mein inneres Ohr oder „Herzensohr“ öffne:

„Schweige und höre, neige deines Herzens Ohr, suche den Frieden“, heißt es in einem Kanon.

Wenn ich mit solch einem Schlüssel meinen Mund öffne, was entschlüsselt er dann?

Herzliche Grüße, Ihre Ulrike Koj u. Pfr. Jörg Mertin

Für Sonntag, den 15. November 2020

Was bleibt? (Jesus Sirach, Kap. 40)

Starke Beanspruchung und wenig Muße ist die Bestimmung aller Menschen, und ein schweres Joch liegt auf den Kindern Adams und Evas vom Tag an, da sie aus dem Schoß ihrer Mutter herauskommen bis zu dem Tag, da sie zur Erde zurückkehren, der Mutter aller. Alle, ob reich oder arm: sie grübeln und schlafen schlecht. Sie denken an den Tag ihres Todes. Alle machen ähnliche Erfahrungen und haben ähnliche Ängste. Allen geschieht letztlich das gleiche: Tod und Blutvergießen, Streit und Schwert, Unglück und Hungersnot, Verwüstungen und Seuchen. Wie kommt das alles nur? Es hat mit der um sich greifenden Verachtung von Gottes Gesetz zu tun.

Was bleibt nun also? Alles, was von der Erde kommt, kehrt zur Erde zurück, und was aus dem Wasser kommt, fließt ins Meer zurück. Treue aber bleibt für immer. Treue zu Gottes Weisungen. Und freundliche Zuwendung, sie ist wie ein reich gesegneter Garten, und Barmherzigkeit hat Bestand für immer.

Dies ist eine gekürzte, sinngemäße Wiedergabe von Jesus Sirach, Kapitel 40. Lassen wir sie so stehen. Unsere eigenen Worte sind nicht besser.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 22. November 2020

„Tod und Leben stehen in der Macht der Zunge...“ (Sprüche Salomos, 18,21)

Die Zunge des Menschen ist biologisch gesehen ein Multitalent. Durch das Zusammenspiel von Zunge, Lippen und Zähnen kann sie 90 Wörter pro Minute hervorbringen. Ist die Zunge auch in anderer Hinsicht ein Multitalent? Wenn wir das Wort „Zunge“ gleichbedeutend mit dem Wort „Sprache“ gebrauchen, ist sie sicher ein zweischneidiges Talent bzw. hat eine zweischneidige Macht: Tod und Leben. Ein Mensch kann etwas Lebensspendendes oder Tödliches aussprechen oder bewusst verschweigen und vielleicht Ungeahntes damit in Gang setzen. Die Zunge/Sprache kann auch völlig verstummen oder erstarren (auch wenn sie als Muskel funktioniert), wenn der Mensch unaussprechliches Grauen erlebt hat.

In dem Roman von Yvonne Vera „Unter der Zunge“ geht es um eine personifizierte geschädigte Zunge, die verstummt und erstarbt ist, da ihr namenloses Leid widerfahren ist. Die Afrikanistin und Frauenforscherin Martina Kopf beschreibt in ihrer Auseinandersetzung mit Veras Roman den lähmenden, tödlichen Aspekt von Stille und Schweigen, da sie schreckliche Ereignisse nach Außen verbergen und gleichzeitig im Inneren festhalten, in Veras Worten: „Diesen Schmerz kann der Mund nicht tragen. Es gibt keinen Mund dafür. Er folgt dir wie ein Schatten, dieser Schmerz...Ich weiß, ein Stein liegt in meinem Mund begraben, unter meiner Zunge getragen. Meine Stimme hat mich vergessen...Eine Zunge, die nicht länger lebt, nicht länger weint. Sie ist unter Fels begraben.“ Veras Roman spricht auch vom heilenden Aspekt des Schweigens, das einen Schutzwall bildet gegen den Prozess des Erzählens zum falschen Zeitpunkt, um ein erneutes Durchleben der tiefen Verwundung zu verhindern. Der Schrecken löst sich, als nach langer Zeit die Großmutter ihre Zunge löst und die Geschichte, die sich darin verbirgt, schließlich an ihre Enkelin weitergibt. Die Enkelin spürt, dass die Stimme der Großmutter nicht gewaltsam in sie eindringt, sondern ‚all ihre Furcht umarmt hält, sie durch ihr Wort heilt und berührt.‘

Wie gebrauchen wir die Macht der Zunge?

Herzliche Grüße, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

ADVENT

„Advent 2020“ heißt: Kontrollverlust ertragen.

Die Adventszeit erwarten wir jedes Jahr und verbinden mit ihr typische Emotionen, Gedanken, Wünsche, Gewohnheiten ... und dann bricht in diesem Jahr für die meisten völlig unerwartet eine Pandemie über uns herein und durchkreuzt das gewohnte Leben und unsere Pläne, bringt Vieles durcheinander und so manche Menschen in existentielle Notlagen und innere Nöte.

Als etwas Unerwartetes, eine unglaubliche Zumutung über eine Frau namens Maria aus Nazaret hereinbricht, soll sie dies zunächst mit Schrecken aufgenommen und dann die Worte geäußert haben: „Mir geschehe nach deinem Wort.“

Etwas geschehen lassen oder sich etwas geschehen lassen,- das klingt nicht zeitgemäß. Je mehr wir es gewohnt sind, dass alles nach Plan läuft und im Griff ist, desto heftiger trifft es uns und kann uns aus der Bahn schleudern, wenn uns Unerwartetes und Unerwünschtes widerfährt. Tausend Fragen und heftige Gefühle werden aufgeworfen: Kann und will ich mich auf eine Zumutung einlassen, mich inneren Kämpfen stellen? Wenn ich mir jedoch etwas geschehen lasse, blockiere ich mich vielleicht nicht selbst, kann schmerzliche Gefühle und Gedanken zulassen, sein lassen, annehmen und durch sie hindurchgehen.

Wenn wir uns von der Adventszeit in diesem Jahr ganz bewusst einladen lassen, ein adventlicher Mensch, ein abwartender Mensch zu sein, der sich etwas geschehen lassen kann, einen Kontrollverlust erträgt, Angst zulässt und Ungewissheit aushält, könnte dies ja auch bedeuten, dass wir uns auf diese Weise selbst und anderen näherkommen können, auch wenn wir physischen Abstand einhalten müssen. Wenn wir uns auf diese Art, Mensch zu sein, besinnen, kann das Vertrauen wecken, dass mehr geht als wir vielleicht meinen...

Herzliche adventliche Grüße
Ihre Klinikseelsorger Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 29. November 2020: 1. Advent

Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehre einziehe! (Psalm 24,7)

Was für ein Gegensatz! „Macht hoch die Tür“ und gleichzeitig „lock down“. Wenn man alles in englisch haben will, müsste man sagen: Lock down – lift up (the doors).

Aber damit ist dann auch das Hauptthema dieser Lockdown-Wochen gesetzt: Öffnung. Offenhalten. Aufmachen. Aufschließen.

Was können wir aufmachen in der Zeit eines Lockdowns? Wie können wir etwas aufmachen? Wie können wir gegensteuern? Dem Lockdown gehorchen, das müssen wir ja, und gleichzeitig uns selbst nicht zuschließen, verschließen, abschließen, sondern uns öffnen, entsperren, weiten.

Das Lied Macht hoch die Tür aus dem Evangelischen Gesangbuch, das an Psalm 24 anschließt, gibt dazu einen Rat. Denn es versteht die Tür, die hoch gemacht werden soll oder das Tor, das weit gemacht werden soll als die Herzenstür. Möglicherweise war es selten so wichtig wie in diesen Wochen, diesem Rat zu folgen: sich nicht auch innerlich zuzumachen und herunterzufahren. Sondern dagegen zu halten und offen zu sein. Offen für den wahren Sinn von Weihnachten, der vielleicht sehr viel bescheidener und menschlicher ist als es heute oft inszeniert wird, offen für Menschen in der Nähe, die mich brauchen, sensibel zu sein für kleine Aufmerksamkeiten, zu achten darauf, dass diejenigen, die Kontakt brauchen, ihn auch bekommen.

Gott läßt schwere Zeiten zu, aber er zeigt uns vielleicht genau damit auch, wo er wirklich ankommen will: in unseren Herzen.

Herzliche Grüße, Ihre Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 6. Dezember 2020: 2. Advent

„...dem Türhüter befahl er, wachsam zu sein...“ (Mk 13,34)

Der Herr befiehlt dem Türhüter, wachsam zu sein. Warum wird die Wachsamkeit so eindringlich betont? Ist sie nicht selbstverständlich für einen Türhüter?

Der christliche Mönch (Wüstenvater) Euagrios Pontikos lebte im 4. Jahrhundert in der nitrischen Wüste und schrieb: *„Sei ein Türhüter deines Herzens und lass keinen Gedanken ohne Befragung herein. Befrage einen jeden Gedanken einzeln und sprich zu ihm: ‘Bist du einer der Unseren oder einer unserer Gegner?’ Und wenn er zum Hause gehört, wird er dich mit Frieden erfüllen. Wenn er aber des Feindes ist, wird er dich durch Zorn verwirren oder durch eine Begierde erregen.“*

In diesen Gedanken klingt an, worum es bei der Wachsamkeit geht. Ein wachsamer Türhüter entscheidet aus einer bestimmten Haltung heraus und fragt und prüft, wer und was ins Haus oder Herz eingelassen wird. Er lässt nicht wahllos Alles und jeden ein und nimmt sich nicht Alles zu Herzen. Er grenzt sich ab und wehrt sich gegen Feindliches, z.B. gegen schädigendes Verhalten anderer Menschen und sagt „Nein!“, wenn etwas aufgezungen oder aufgedrängt werden soll, das nicht zum Haus gehört. Anerzogene Normen und verinnerlichte Glaubenssätze anderer werden nicht ungefragt hereingelassen. Reaktionen aus Angst vor Strafe oder um eines Scheinfriedens willen, der sich vor einer heilsamen Auseinandersetzung drücken will, erhalten keinen Zutritt. Unberechtigtem Zorn, Ärger, Neid oder Hinterhältigkeit anderer wird kein Eintritt gewährt. Die Herzenstür wird nur geöffnet, wenn das, was vor der Tür steht, Frieden verspricht und dieser ins Haus oder Herz einziehen kann.

„Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in der Gemeinschaft mit Christus Jesus bewahren.“
(Phil 4,7)

Herzliche Grüße, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Für Sonntag, den 13. Dezember 2020: 3. Advent

**Bereitet dem Herrn den Weg; denn siehe, der Herr kommt gewaltig.
(Jesaja 40, 3.10)**

Advent in diesem Jahr bringt krasse Gegensätze hervor. Der traditionelle Adventsvers von Jesaja spricht von einem gewaltigen Geschehen, der Rückkehr des deportierten Volkes nach Israel. Die Christen haben es auf Gottes Sohn in der Krippe bezogen: auch dies kann man ein gewaltiges Geschehen nennen, wenn man bedenkt, dass wir selbst nach mehr als 2000 Jahren noch von ihm bewegt werden. So oder so, Weihnachten ist eine große Sache, für die Familien und die Wirtschaft, und überhaupt in unserem Kulturkreis mindestens indirekt wohl für jeden.

In diesem Jahr der Coronakrise ist das anders. Seit Wochen fragen wir uns, wie wird das an Weihnachten werden? Können wir uns sehen? Können wir zusammen feiern? Wie nur selten zuvor, allenfalls in Kriegs- oder Nachkriegszeiten, ist „Normalisierung“ genauso ersehnt wie anscheinend unmöglich. Vielen treibt es die Tränen in die Augen, wenn sie an das denken, was an Weihnachten alles nicht möglich sein wird. Wir müssen wohl alle sehr tapfer sein in diesem Jahr.

Und doch steckt in all den Schwierigkeiten auch eine Möglichkeit. Diese Möglichkeit heißt ganz einfach: Besinnung auf das Wesentliche. Es gibt Menschen, die lachen über die Frage nach dem Wesentlichen, weil das so komisch besinnlich an den Kleinen Prinzen erinnert. Aber wenn wir nicht in unserer Enttäuschung darüber, dass in diesem Jahr gar nichts geht, stecken bleiben wollen, dann sollten wir uns doch nach dem fragen, auf was es uns denn ankommt. Das wäre jedenfalls die Chance, die die Enttäuschung bietet. Enttäuschung und Tränen sind in Wirklichkeit ein Weg zur Wahrheit. Die Täuschung kann aufhören und die Realität, wie sie ist, gesehen werden.

Was ist das aber für eine Realität? Sie ist das, worin uns Gott begegnet. Der, den wir brauchen, wird zu uns stehen. Auch in diesem Jahr. Wir halten der Realität stand, mag sie auch so hart sein wie das Leben der Hirten in Bethlehem oder arm, wie das Dasein von Maria und Joseph. Wir halten ihr aber nicht nur Stand, wir finden uns in ihr wieder, wir stehen zu unserem Leben. Weihnachten findet statt. Gott wird sich nicht hindern lassen, uns zu besuchen.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 20. Dezember 2020: 4. Advent

Und das Licht leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht überwältigt. (Joh 1,5)

Wenn es draußen stockfinster ist, kann das für einen Menschen eine überwältigende Erfahrung sein: Er kann sich ausgeliefert, hilflos und orientierungslos fühlen. Die Umgebung kann bedrohlich und unheimlich wirken, wenn nichts Heimeliges oder eine Lichtquelle erkennbar ist. Wenn sich in der Seele Finsternis ausbreitet, kann sich überwältigende Leere, (Todes-)Angst, Sinnlosigkeit, Lebensmüdigkeit breit machen. Alles Lebendige und Helle kann erstarren, erstickt, erdrückt oder sogar ausgelöscht werden. Scheint es nicht eher so, dass die Finsternis das Licht überwältigt hat?

Beim Evangelisten Johannes heißt es eindeutig, dass die Finsternis das Licht nicht überwältigt hat und es in ihr leuchtet. Dann muss dieses Licht überwältigend und von überirdischer Leuchtkraft sein und alle Finsternis so durchbrechen, dass deren dunkle Macht gebrochen ist. Alles geht also vom Licht aus, nicht von der Finsternis. Alles geht von Gottes Wort aus, in dem das Leben ist und das Leben das Licht der Menschen (vgl. Joh 1,3-4). Durch, mit und in Gottes Wort ist Alles geworden und wird auf ewig weiter werden. Unbeeindruckt von menschlichem und weltlichem Chaos leuchtet das unsterbliche Licht, in dem Alles aufgehoben ist, in jedem Menschen. In Jesus kam Gottes liebevolles Leuchten zu uns Menschen. In der Begegnung mit Jesus fühlten Menschen sich durchleuchtet-erkannt in ihren Schwächen und Stärken. Viele Menschen konnten sein Licht nicht aushalten, bekämpften es und glaubten, es am Kreuz vernichten zu können, aber das ewige Licht überwältigte die finsterste Finsternis und beendigte diese mit dem ewigen Leben.

Mitten in unserer Finsternis leuchtet Gottes Licht: Inmitten der Pandemie, den Krankheiten, dem Schmerz, der Einsamkeit, dem Zweifel, dem Sterben, allem Unheil trifft uns sein heilsames, nicht blendendes Licht und hebt Alles auf.

Was kann sein, wenn wir uns von Gottes Licht überwältigen lassen?

Mit herzlichen Grüßen, Ihre Ulrike Koj und Pfr. Mertin

Weihnachten 2020

„Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde ... Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeder in seine Stadt.“ (Lukas 2, 1.3)

Corona beeinflusst leider Weihnachten sehr. Trotz aller Ideen, die wir entwickelt haben, gehen die Ratlosigkeit, auch die Ohnmacht und Traurigkeit nicht weg. Zu vieles, was zu Weihnachten gehört, ist sehr reglementiert. Es ist nicht unser normales Weihnachten. Wer weiß, wie wir es erleben und was wir davon haben.

Die Weihnachtserzählung des Lukas beginnt mit einem Gesetz, das für jeden Bürger galt. Jeder setzte sich in Bewegung, weil er sich in Bewegung setzen musste. Niemand konnte machen, was er ursprünglich gewollt und geplant hatte. Mit ziemlicher Sicherheit hatten sich Maria und Josef für die Geburt ihres Kindes etwas anderes vorgestellt als einen Fußmarsch über mehr als 130 Kilometer durch Berge und Wüste. Aber sie hatten keine Wahl.

Auch Maria hatte keine Wahl. Das Kind, das sie im Leib trug, war kein Wunschkind, sondern vielleicht ein akzeptiertes Kind. Maria trug es durch die Berge. Sie trug es bis nach Bethlehem und brachte es dort zur Welt. Maria hatte sich zu einem Einverständnis durchgerungen.

In der Weihnachtserzählung des Lukas geschieht vieles, das sich die Menschen nicht ausgesucht haben, das sie aber zu akzeptieren hatten, und zu dem sie ein Ja fanden.

In gewissem Sinne ist unser aktuelles Weihnachten ähnlich. Sind solche Unfreiwilligkeitserfahrungen vielleicht ein Signal? Wenn uns etwas geschieht, erleben wir eine fremde Macht. Könnte es sein, dass sich in solchem Erleben auch Gottes Handeln verbergen könnte? Ich sage nicht, dass alle unsere Ohnmacht ein Zeichen von Gottes Macht ist. Ich glaube lediglich, dass wir in solchen Situationen ergebnisoffen nach Gott suchen müssen. Wenn wir ihn finden, wäre das der Durchgang zu einer neuen Wirklichkeit: Euch ist heute der Heiland geboren. Das können wir sehen, wenn wir zu einer gewissen Bescheidenheit genötigt werden.

Herzliche Weihnachtsgrüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj

Für Sonntag, den 27. Dezember 2020

Meine Zeit steht in deinen Händen. (Psalm 31, 16a)

Was für ein Jahr geht jetzt zu Ende! Eines, auf das wir liebend gerne wohl verzichtet hätten. Viele, viele Tote, noch weit mehr Kranke, und noch viel mehr, die infiziert waren und es kaum gemerkt haben. Einschränkungen, Lock-downs, Arbeitsplatzverluste, Pleiten. Politisch ist unsere Gesellschaft auf eine harte Probe gestellt worden. Viele, die das alles nicht ausgehalten haben, sind ausgerastet und haben sich völlig idiotischen Meinungen und Weltansichten angeschlossen, Nazis haben die Situation ausgenutzt. Die Beziehungen von Menschen untereinander haben sehr gelitten. Die Corona-Krise hat Menschen auseinander gebracht, Freundschaften zerstört. Das alles ist sehr zu beklagen.

Überwiegend war dieses Jahr eine Katastrophe. Doch wenn es uns gelingen könnte, ein ganz klein wenig zurückzutreten, dann hätten wir die Möglichkeit, auch die guten Seiten zu sehen, auch wenn es wenige zu sein scheinen. Es haben sich neue Beziehungen zwischen Menschen ergeben, neue Zusammenarbeiten. Wir haben gelernt, zu prüfen, was wichtig ist. Wir sind viel an der frischen Luft gewesen. Wir haben auf unsere Auslandsreise verzichtet und, wenn wir Glück hatten, schöne Teile unseres Landes wieder entdeckt. Es wurde weniger geflogen, die Umwelt hat sich ein ganz klein bisschen erholt. Und: Es gab riesige Fortschritte beim Impfstoff. Die hätte es ohne Pandemie nicht gegeben. Dafür können wir auch dankbar sein.

Vielleicht ist all das in Kürze schon wieder vergessen. Aber jetzt, am Ende und am Übergang, halten wir ja inne und machen uns das alles bewusst. Ich habe manchmal gedacht: Wenn wir diese Krise aus Gottes Hand annehmen könnten, dann wäre darin eine Frage an uns und unser Leben enthalten. Das ist das eine. Und das andere ist: Gott hat uns wohl auch in diesem Jahr nicht ganz verlassen. Es gibt die Möglichkeiten, zu lernen, bescheidener und klüger zu werden. Hoffentlich erinnern wir uns in einem Jahr noch daran.

Herzliche Grüße, Pfr. Mertin und Ulrike Koj